

## Kurz vor der Schwelle

Lukas Bärfuss erzählt in „Hagard“ vom Fehlversuch, wehrhaft zu sein gegen die eigene Zeit

Samuel Hamen

Wahrscheinlich, vermutlich, womöglich – im neuen Roman von Lukas Bärfuss wird ausgiebig gemutmaßt, sowohl vonseiten des Erzählers, der versucht, seine eigene Hauptfigur zu verstehen, als auch vonseiten eben jener Hauptfigur, die zwei Tage darauf verwendet, sich an die Spur einer unbekannteren Frau zu heften.

Es ist Mitte März in einer schneekalten Schweizer Stadt: Alles ist sauber, geregelt, üblich. Gebe es ein besseres Szenario, um ein Leben aus dem Ruder laufen zu lassen? Der Immobilienagent Philip soll sich wegen eines Grundstückverkaufs mit einem Klienten treffen, der den famos lächerlichen Nachnamen Hahnloser trägt. Der Klient ist unpünktlich, Philip tritt genervt aus dem Café und entdeckt im einkaufsstraßigen Gewühl „ein Paar pflaumenblaue Ballerinas, zwei scheue Wiesel, verloren im Getrampel“. Damit setzt jener Sog ein, dem sich auf den insgesamt 170 Seiten weder der Protagonist noch der Erzähler oder der Leser zu entziehen wissen.

Über zwei Tage und eine Nacht hinweg wird Philip der Frau unbemerkt folgen. Er wird beobachten, wie sie sich einen Pelzmantel aushändigen lässt, wie sie die Bahn in die Vorstadt nimmt und wie sie in einem unscheinbaren Wohnhaus verschwindet. Er wird ganz in der Nähe in seinem BMW übernachten, versuchen, in das Haus einzudringen, und der Frau am nächsten Morgen wieder in die Stadt folgen. So viel sei verraten: Er wird niemals ihr Gesicht sehen, ihren Namen hören oder ihre Lebensgeschichte erfahren.

Wieso aber riskiert ein wohlstüttierter, anständiger und intelligenter Mensch seine Karriere, sein Renommee und seine Sittlichkeit? Was oder wer bedingt diese Selbstaufgabe? Auch der Erzähler ist ratlos, und aus diesem Unverständnis heraus entsteht qua Poetik der Mutmaßung ein brillant abgründiger Roman.

In „Hagard“ werden wir Zeuge einer allmählichen Verwahrlosung. Lukas Bärfuss findet als listiger Erzählschelm sichtlich Gefallen daran, Philip alle möglichen zivilisatorischen Selbstverständlichkeiten zu entziehen: die Geldbörse, das Auto, das Smartphone, zur Mitte der Geschichte gar einen Schuh, als der Protagonist vor Fahrkartenkontrollen aus einem Pendlerzug flieht. Zurück bleibt ein irrender Mensch, dessen Inneres sich trotz aller Verhaltensauffälligkeit nicht ergründen lässt. „Hagard“ verweigert sich klug den übereinfachen Kategorien des psychologischen Realismus<sup>1/4</sup>, der seine anöden herkömmlichen Geschichten immerzu mithilfe der Bausteine Trauma, pathologische Figur, Opfer und Rettung zusammenklotzt.

Denn der allegorische Anspruch, den Hagard auf meisterhaft stilichere Weise einlöst, ist viel gewagter: Der Roman will von uns, unserem Miteinander und unserer (medialen) Mentalität erzählen. Davon, wie die neuen Kommunikations- und Verwirklichungsmöglichkeiten den Menschen seiner körperlichen Daseinssouveränität berauben und ihn zum Wiedergänger seiner selbst machen, ge- und befangen zwischen nur mehr behaupteter Freiheit, Zukunftsverlust und dem Versuch, zu bestehen in einer Welt kurz vor dem



Lukas Bärfuss © Frederic Meyer

Riss. Entsprechend dichtbesiedelt ist „Hagard“ von geisterhaften Gestalten, die symptomatisch sind für eine Zeit kurz vor dem Kippmoment, kurz vor dem Übertreten der Schwelle. (Andere Werke, die sich ebenso der schaurigen Zeitstimmung hingeben, sind Daniel Kehlmanns Erzählung „Du hättest gehen sollen“ sowie Rudolph Herzogs Erzählband „Truggestalten“.)

Die Erhabenheit, das eigene Leben nach eigens gewählten und als mündig erachteten Maßstäben zu führen, erlischt, ähnlich den Signalen der Blackbox von Flug MH370, über die Philip über allerlei Nachrichtenkanäle immer wieder informiert wird. Die glückliche Handhabung über unsere Leben entgleitet uns, und Philip, der sich ständig beobachtet fühlt, reagiert darauf mit einer archaischen Fokussierung. Er darf die mysteriöse Frau keinesfalls aus dem Auge verlieren, denn nur mehr in ihrer Nähe „fühlt er sich kräftig“ und „weiß, wozu er geboren wurde.“ Durch ein anderes Projekt der unbedingten Konzentration tritt zeit-

gleich der Erzähler als zweite Hauptfigur hervor, ohne dass diese Ebene wie eine postmoderne Anbiederung wirken würde. Immer wieder wird davon berichtet, wie sehr sich der Erzähler damit abmüht, den Ereignissen gerecht zu werden. Irgendwann bricht er die Arbeit am Manuskript gar ab und reist nach Venedig, nur um der Lagunensstadt rasch wieder zu entfliehen – ein koketter Wink hin zu Thomas Manns „Tod in Venedig.“

Über eben diese Novelle schrieb Mann 1913 an einen Freund: „Es stimmt einmal Alles, es schießt zusammen, und der Kristall ist rein.“ Lukas Bärfuss ist mit „Hagard“ Gleiches gelungen. Der Roman erbringt den untrüglichen Beweis herausragender Autorschaft: Sein Verfasser schreibt derart exakt und mitreißend von unserer Zeit, als zehre seine Literatur nicht nur vom Chaos des Jetzt, sondern ebenfalls von der Übersicht des Danach. Das Buch ist auf der Höhe seiner Zeit – und sein Autor auf der unbestreitbaren Höhe seiner Kunst.



Lukas Bärfuss

**Hagard**  
Roman. Wallstein Verlag.  
174 S. 19,90 €

## Lanz oder die ungewollte Freiheit

Flurin Jeckers Roman in Blogform

Digo Chakraverty

„Ich meine, ich warte das ganze Jahr auf Ferien. Und sie bringen mir einen Scheiß.“ Wir befinden uns im Blog von Lanz, einem vierzehnjährigen Schweizer, der in einer Schulprojektwoche genau das tun soll: Einen Blog schreiben.

Eigentlich hat er das Thema nur gewählt, weil er in Lynn verliebt ist, die ebenfalls „Ich schreibe einen Blog“ belegt hat. Jetzt muss sich Lanz mit dem Lehrer Gilgen („Gilgonator“) herumschlagen. Den treibt zur Weißglut, dass die Schüler zwar eifrig schreiben, ihm aber nichts zeigen oder gar öffentlich vorlesen wollen. Wie die anderen Erwachsenen trudelt er auf einer fernen Umlaufbahn um die Welt der jungen Menschen, die gerade aus der Kindheit herauspurzeln, während der Club der Erwachsenen für sie noch auf Jahre hinaus verschlossen bleiben wird. „Ich bin eigentlich noch gar nichts.“ beschreibt Lanz das Niemandsland der Adoleszenz in einem seiner Einträge. Ohne es zu wissen, hat Gilgen den Jugendlichen die Gelegenheit gegeben, sich in einem



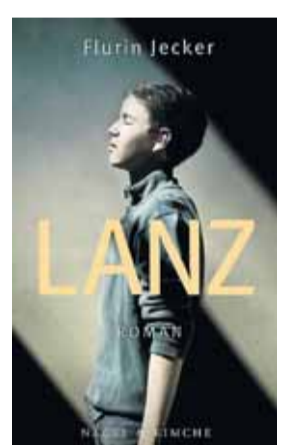
Flurin Jecker © Janis Maus Marti

geschützten Raum auszuprobieren, dessen Crux darin liegt, dass er nur so lange geschützt ist, wie niemand anderer ihn betreten kann als die Schreibenden selbst. Hier kann Lanz, der mit dem Namen Lancelot gestraft ist, seine lakonischen inneren Monologe verschriftlichen. Jecker lässt ihn in einer Schweizerischen Kunst-Jugendssprache Sätze formulieren, deren Komik und Tragik Lanz selber oft verborgen schein. Er lebt bei seiner Mutter, die

als Pflegedienstleitung Schichtdienst schiebt, und übernachtet zuweilen bei seinem Vater, der ebenfalls mit sich selbst beschäftigt ist. Als Lanz zu Verwandten in die romanische Schweiz abhaut, geschieht – nichts. „Auch weil es ja eigentlich gar nicht als richtiges Abhauen zählte, wenn gar keiner wusste, dass ich weg war.“ Wenn Lanz raucht und kiff, nutzt er Freiheiten, um die er nicht gebeten hat. Wenn Gilgen ihn bedrängt, aus seinem

Blog vorzulesen, begegnet ihm das als Kontrolle und nicht als Interesse. Und wenn sein Vater ihn am Computer zocken lässt, erscheint das weniger tolerant als indifferent. Dass in dem verschlossenen, wortkargen Jungen emotionale und gedankliche Tumulte toben, scheint niemand zu bemerken. Auch Lanz wird davon auf dem falschen Fuß erwischt, wenn ihn eine pechschwarze Traurigkeit anspringt, als er sich auf halbem Weg zwischen dem Haus eines Freundes und dem seiner Mutter eine Ewigkeit lang nicht entscheiden kann, wohin er seine Schritte lenken soll. Manchmal taugt das Älterwerden aber auch zu Einsichten: So hat sich Lanz immer vor den „Großen“ gefürchtet, die Graffiti an die Hauswand seines Vaters gesprüht hatten. „Erst vor kurzem fiel mir auf, dass die, die das gemacht hatten, wahrscheinlich zehn Jahre alt gewesen waren, weil da in Kinderschrift ‚Hip Hop‘ steht.“

Lanz würde sich hüten, uns seinen Blog zu lesen zu geben. So ist es ein Glücksfall, dass Flurin Jecker, nicht einmal doppelt so alt wie sein Protagonist, ihn veröffentlicht hat.



Flurin Jecker:

**Lanz**  
Roman.  
Nagel & Kimche,  
München, 2017.  
128 S. 18,00 €

# 18